

I. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 233.

Samstag, den 5. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Willenchaft.

Von Wiesbadener Kunst-Ausstellungen.

Die Wiesbadener Winterkunst in der Kunst hat begonnen. Der Kunstsalon Vanger eröffnet sie mit einer Ausstellung des Bongsweider Meisters Heinrich Vogeler. Vogelers frische Farben strömen Licht aus. Der an sich schon helle Raum erscheint noch um ein beträchtliches heller. Das heitere Grün, das so übermächtig besonders von dem großen Hauptbild widerstrahlt, gibt Stimmung, frohe, glückliche Stimmung. Und da haben wir gleich den ganzen Vogeler. In der Glückseligkeit liegt das Geheimnis seiner Kunst. Es lacht und funkelt und jubelt in seinen Blumen, seinen Gärten und seinen Menschenaugen von einem großen, großen Glück. Man fühlt, aus wie warmem Herzen alles kommt. Diese Kunst ist eine Blüte, aber die noch kein Reiz gegangenen ist. Sie strahlt das Wort Lügen, das große Meister unglücklich sein müssen. Jedes Bild ist Widerschein einer tiefen, stillen Seligkeit.

Glückliches Bongsweide! Es muß weit, weit hinter allem Eder der Welt liegen. Als jene fünf Maler, die heute als die „Bongsweider“ den Kontinent erobern haben, von der Welt und ihrer Alltagslast Urlaub nehmen und in das stille, verträumte Gaidedorf zogen, da lächelte man über sie. Aber als ihre Bilder in die Welt gingen und Bongsweide über Nacht zu einer Art deutscher Barbizon wurde, sah man wohl ein, daß für die Kunst gelegentlich nichts wohlthätiger ist als Einsamkeit. Das ist es nun gerade bei Vogeler, was so befreiend und läuternd berührt. Seine Menschen sind Einsamkeitsnaturen. Keine verbitterten, menschenfeindlichen Griesgrämer. Nein, sie sind der Einsamkeit froh, wie die stillen Blumen der westfälischen Gaiden. Ein blumiger Hauch liegt über den Gärten, oft überzogenen Gestalten. Das sind jene fast körperlosen Wesen, wie sie uns schon von den mittelalterlichen westfälischen Altarbildern entgegenblicken. Alles ist Seele, Sehnsucht. So kniet in der mystischen Verkündigungsszene die Jungfrau vor uns. Das dürftige Verfündungsbild in seinem grünen Gewande kaum von der grünen Wiese. Gestalt und Gebärde sammeln sich in einem völligen Eingehen im Lachen und Schauen. Das ist wirklich die Verkörperung des Empfanges einer Verkündigung. Ein modernes Madonna-Bild möchte man das Gemälde „Mutter und Kind“ nennen. Eine wunderbar ganz empfundene Szene. Eine Mutter, auf dem Bett liegend, hält ihr Kind an der Brust. Die stille Morgenstimmung der Stube gibt einen feinen Rahmen. Recht lieb kann man auch die Stillen gewinnen, in denen Vogeler nicht anders wollte, als farbige Harmonien auslösen; dann die stillen Gartenbilder, die an Wirth erinnernde „Flora“, die leuchtenden, lachenden „Frühlingsbeere“. Die Freude an der Lösung des farbigen Problems schlägt auch in der „Damen in Weiß“, deren weißes Kleid im mittäglichen Baumschatten beinahe als ein stummendes Mattblau wirkt. Doch von allen diesen lobbaren Gaben zieht es uns immer wieder zu dem großen Bild, das den Raum beherrscht. Eine Verandaszene. In zwei Gruppen verteilt sitzt eine stillfröhliche Gesellschaft. Rechts wird ein wenig musiziert. Links plaudern Frauen. Eine von ihnen ist aufgestanden und, den Mägen laufend, an das Gitter getreten, vor dem der große Hund liegt. Sie steht beinahe in der Mitte des Bildes und blickt träumend heraus. Um diesen traumverlorenen Blick ist, wie die Fassung um einen leuchtenden Stein, das ganze Bild herumgebaut. Alle Linien bewegen sich in wiegendem Rhythmus um diesen Mittelpunkt. Und von hinreichendem Zauber ist hier auch die Farbe. Grün herrscht vor. Für Augen, die noch auf den Impressionismus der älteren Richtung, auf die trübe Pigmentfeinheit der Dämmerungsmaler und Reublisten, eingestellt sind, kann dieses Grün vielleicht aufdringlich wirken. Man muß sich aber daran gewöhnen. Jeder Künstler hat seine bestimmten Farben. Sie sind Eigenschaft, wie bei dem Dichter bestimmte Stilwörter und Reimschlüsse. Vogeler bringt gern lichte Grün als Hauptfarbe. Hier ist es nun mit einem Siegesbewußtsein auf eine große Fläche gelegt, das es wie Panatzengeheimnis wirkt; noch gesteigert durch die Zurückhaltung, mit der in den schwach-

roten Hortensien vorn und dem im Hintergrund dunkel schimmernden roten Dach die Ergänzungsfarbe gegeben ist. In diesem Bild ist vielleicht am stärksten die Stimmung ausgedrückt, die leiser oder lauter überall anklängt — Glück. Der volle Goldklang immer Herzengfreude klingt hier mächtig auf, wird zu rauschendem Jubelgesang. Und es ist ein Beizeiten in diesen Klängen. Wir schauen in eine festliche Welt, in Herzen, in denen ewiger Sonntag ist.

W. E.



Wiesbaden, 4. Oktober 1907.

Unsere „Nachbarstadt“ Waldstraße.

Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Wahrlich, wer hätte es geglaubt, daß sich die Unruhe der Weltstadt Wiesbaden, Haltestelle „Innere-Kaserne“ belegene Waldstraßen-Kolonie in der kurzen Spanne Zeit zu solcher Blüte entwickelt hätte. Aus kleinen Anfängen — denn wer erinnert sich nicht der Zeit vor noch 15 Jahren, als es noch ziemlich öde und leer war — ist sie zu einer ansehnlichen Größe herangewachsen und bildet mit ihren 3000 Seelen — Männlein wie Weiblein — ein kleines Städtchen quasi für sich. Noch abgeschlossen von der Mutterstadt Biebrich, dürfte jedoch die Zeit nicht mehr fern sein, wo sich beide die Hand reichen werden; denn schon zeigen sich merkwürdige Anzeichen durch den rapid wachsenden Ausbau der Villen-Kolonie von der Waldstraße her, hierzu. Früher bildet noch die Waldstraße hinter dem Schloßchen „Grünberg“ mit ihrem ganz allerliebsten Bahnhof miniatur und Restaurant „Bahnhof-Schänke“ einwärtigen den Abschluß; doch, wenn erst der projektierte Kanal mit Kanalanlage Verwirklichung gefunden haben wird, dann wird dem Ausbau nichts mehr hinderlich sein und die Waldstraße wird sich in Form eines respektablen Stadteiles sein und „überlich in ganzer Größe präsentieren. Sorgen nun „im Lande der Einsiedler“ für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit drei Schutzeinheiten unter dem Scepter eines Polizei-Wachmeisters, so ist die Jugend der Obhut einer Reihe von Lehrern etc. anvertraut, die in der geräumigen „Oranien-Schule“, welche durch den schmucken Ausbau eines der Neuzeit entsprechenden Spritzenhauses mit hohem Turm für die freiwillige Feuerwehr, in ihrer Außerlichkeit nicht unähnlicher geworden ist, ihres Amtes walten, während die reifere Jugend etc. teils bestehende Turn- und Gesangsvereine angehört, die ob ihrer Brauchbarkeit wiederholt lobenswerte Beweise guten Könnens an den Tag gelegt haben. Nicht aber zuletzt sollte man der freiwilligen Feuerwehr gedacht haben, umfomehr, als das Kommando am Sonntag, 6. Okt., in sämtlichen Räumen des Restaurants und Saalhauses „Burggraf“ (Besitzer Fr. Schmitz) die Feier des 14jährigen Stiftungsfestes, verbunden mit der Einweihung des vorhin erwähnten Spritzenhauses, begeht, zu welcher Veranstaltung sämtliche Wehren der Umgegend Einladung erhalten haben. Es darf in anbeacht der wackeren Wehr als sicher gelten, daß es ihr bei Begehung des Festes nicht an Günstbeweisen mangeln dürfte, zumal sie längst durch Mut und Entschlossenheit bei drohenden Gefahren ihrer Mitmenschen, vollkommenen Dank für sich in Anspruch zu nehmen in der Lage war. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Festlichkeit bereits mittags 12 Uhr ihren Anfang nimmt und die Abholung der auswärtigen Wehren ebenfalls um diese Zeit geschieht, worauf abends im „Burggraf“ nach vorangegangener Probe der Wehrkraft vor sich geht, welcher durch Ma-

schöre der 3 Gesangsvereine etc. seine Verherrlichung finden wird, während später, nachdem noch eine Verlosung eines Sammelbuchs, sowie einer Gans etc. stattgefunden hat, bei eintretender Dunkelheit die Ballfestlichkeiten vor sich gehen und bei großem Festeser unter Verabreichung guter Speisen und Getränken seitens des Herrn Schmitz beim ersten Hahnenkrei ihren würdigen Abschluß nehmen werden. Aber auch die übrigen Birtschaften werden zum Gelingen des Festes nicht wenig beitragen und die fremden Besucher aufs Beste bewirten.

„Und darum auf, stimmt ein zum Dank, Ihr Männer all vor Stand und Rang, In Ruh und Frommen und zur Ehr, Hoch lebe sie — die Feuerwehr!“

Sch. R.

* Rhein- und Taunusklub Wiesbaden. In der am kommenden Sonntag auszuführenden Wanderung des Klubs ist noch nachzutragen, daß der Frühzug der Schwalbacher Bahn laut Winterfahrplan bereits um 7 Uhr 3 Min. von hier abfährt. Von Hagenlohogen geht die Wanderung durch das hübsche, dicht bewaldete Hagenlohthal. Zahlreiche Wälder, Schiefergruben und Hüttenwerke verleihen dem freundlichen Tal ein lebhaftes Aussehen, auch befinden sich dort die nassauischen Diabas-Werke (Diabas ist ein basaltähnlicher Stein). Der gegen 2 Uhr zu erreichende Gabelstein bietet prächtige Aussicht auf beide Lahnufer und verlohnt es sich, dort 15 Minuten zu rasten. Von da geht es in 50 Minuten auf schönen Wegen durch Parkanlagen zum Schloß Schaumburg (279 m.). Das prächtige Schloß war früher Mittelpunkt des handesberrlichen Hauses Anhalt-Schaumburg. Im Hofe steht das Standbild des kaiserl. Generalfeldmarschalls Melander (von Ronnenburg-Wien) und zwei Gießerbilder, Herold darstellend (von Prof. Reil). Besonders lohnend ist die Besteigung des Turms, dessen Plattform eine überreichend schöne und umfassende Aussicht bietet. Vor dem Schloße befindet sich das Hotel Waldeder Hof mit schöner Terrasse, welche zu kurzer Rast Gelegenheit bietet. So dürfte diese letzte diesjährige Hauptwanderung des Klubs, welche keineswegs anstrengend ist, jedem Naturfreund willkommen sein, wird er doch von sicherer Hand durch eine herrliche Gegend geleitet!

„Trifft auf!“ es lockt der Sonnenschein Uns mahnend in das Freie, Daß sich im Wald und Feld und Hain Das müde Herz erneue. Den Rucksack auf, den Stab zur Hand! Das Eichenblatt am Gürtel, Durchwandern wir das Heimatland Mit ungetrübtem Mute!

* Kurhaus. Die Kurverwaltung, welche sich in der Ankündigung ihrer Wochenprogramme Veränderungen vorbehalten hat, wird eine solche für diesen Sonntag, 6. Oktober, nachmittags und abends eintreten lassen, da die künftige Witterung voraussichtlich dem geplanten Aluminationsabend unangünstig sein wird. Es wird daher abends eine Veranstaltung im Hause und zwar ein Herbstfest d. h. das letzte diesjährige Kamenfest mit großem Ball stattfinden, nachmittags Militärkonzert im Kurgarten. Das hochinteressante Orgelkonzert des vorzüglichen Pianisten Herrn R. von der Au aus Mainz wird, wie angekündigt, im Abonnement Sonntag vormittags 11½ Uhr abgehalten werden. — Allgemeines Interesse erregt das am Samstag abend im Kurkale stattfindende vierte Konzert des Orchester-Musikfestes mit Aufführung der neunten Symphonie unter Kapellmeister F. J. J. Der berühmte Violin-Solist des Abends Arrigo Serao befindet sich bereits in Wiesbaden, die renommierten Solistinnen und Solisten der neunten Symphonie: Frau Grumbacher de Jong, Fräulein Philippi, Paul Reimers und Anton Siffermanns treffen im Laufe des heutigen Freitag hier ein. Der ganze Abend gilt Beethoven. Die Egmont-Ouvertüre eröffnet denselben und Herr Serao wird das Beethoven'sche Violin-Konzert vortragen.

Berliner Börse, 3. Oktober 1907.

Berlin. Bankdiskont 5 1/2%, Lombardzinsfuß 6 1/2%, Privatdiskont 4 1/4%.

Zurechnungssätze: 1 Frank, Lira, Lei, Peeta: 80 Pf. — 1 österreichischer Guldenpfund: 100 Mark, 1 Krone österreichisch-ungarischer Währung: 170 Mark, 1 Krone österreichisch-ungarischer Währung: 0,85 Mark. — 1 Gulden holländisch: 1,70 Mark, 1 Mark Banco: 1,50 Mark. — 1 Krone schwedisch, norwegisch, dänisch: 1,12 1/2 Mark. — 1 Rubel: 2,16 Mark. — 1 Peso: 1 Dollar: 4,20 Mark. — 1 Pfund Sterling: 20,40 Mark.																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																								</	
---	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	----	--



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 233.

Samstag, den 5. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Gefrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mir scheint,“ fiel Amtsgerichtsrat Arnold nun mit scharfer Stimme ihm ins Wort, „es wäre doch ein zu seltsames Verlangen, einen Mann, dem man die Braut nimmt, noch mit einem Waffengang zu bedrohen.“

„Herr Rat,“ fuhr der Graf auf.

„Gernach, Herr Graf, gemach!“ entgegnete Arnold, nun mit der ganzen Würde eines preussischen Richters vor ihn tretend. „Ich bin weder jung genug, noch Aristokrat, um Ihrem Zorne mit einer Forderung zum Zweikampf zu begegnen, aber ich darf die Ehre, die mir sehr wertvolle Ehre beanspruchen, mich einen Freund von Baron Bruno von Nothensfels zu nennen. Doch darüber weiter zu verhandeln, scheint mir die öffentliche Strafe hier nicht geeignet.“

Diese Erinnerung zu rechter Zeit blieb nicht ohne Wirkung. Der Kommerzienrat gab seiner Frau den Arm, die anderen folgten, und so schritt man schweigend der Villa Winter zu, die nur noch wenige Schritte entfernt war. Der Graf verabschiedete sich vor der Tür, und auch Ellen entschlüpfte eiligst in ihr Zimmer. Jetzt, als es geschehen war, als sie die gelobte Treue gegen den Mann, um dessen Liebe sie geworben, so schände gebrochen hatte, kam es doch wie Scham über sie. Er würde sie verachten, jener hochgespannte, in edlen Gefühlen schwelgende Idealist. Sei es drum, sie begehrte nicht eine Heilige zu werden, wie er von ihr in törichter Verblendung forderte. Sie wollte leben, mit vollen Zügen Glück und Glanz der Jugend genießen; dazu aber brauchte sie einen anderen Gefährten, als den ernsten, schwerfälligen Bruno. Ein eleganter Kavaliere, wie Graf Holm, war für sie der Rechte; und besser jetzt als später.

Während die Beteiligten sich so ihrer leichten Art entsprechend aus der Affäre zogen, beriet die im Salon beim Licht einer rasch entzündeten Lampe versammelte Familie, was in dieser peinlichen Sache zu tun sei. Der Rat forderte vor allem, daß Bruno sofort von der Wandlung, die hier vor sich gegangen war, benachrichtigt werde.

„Und wenn Graf Holm im Duell fallen sollte?“ warf die Kommerzienrätin beunruhigt ein.

„Nun, dann wird Ellen sich einen Ersatz für den Grafen Holm suchen müssen, was ihr wohl kaum schwer werden dürfte,“ meinte der Rat trocken. „Sie können doch nicht ernstlich daran denken, den armen betrogenen Bräutigam sich noch als Reserve zu halten, im Falle es mit dem Grafen fehlschlagen sollte? Uebrigens wird die ganze jammervolle Historie nicht verschwiegen bleiben, dessen seien Sie versichert.“

„Nein, lieber nein! Das ist's ja eben,“ klagte nun auch der Kommerzienrat. „Ellen kann gar nicht nach Berlin zurückkehren.“

„Das braucht sie auch nicht,“ mischte sich jetzt Madame Duplessis ein. „Ich habe gleich daran gedacht, nicht wahr, mon cher?“ Sie wandte sich an den ziemlich gleichgültig dabeistehenden Gatten. „Wir nehmen die liebe Ellen nach Paris mit, Graf Holm will ja auch den nächsten Winter dort verleben, und

wenn Ihr meinen Rat folgt, verheiratet Ihr sie rasch. Ist es erst ein fait accompli geworden und Ellen Gräfin Holm, dann wird niemand, selbst in dem prüden Deutschland, mehr wagen, die Nase über sie zu rümpfen.“

Die Kommerzienrätin blinnte auf. Das war eine Rettung. Nur das Duell sollte abgewartet werden; dann wollte man die Einwilligung von Ellens Eltern einholen, die noch in Heiden weilten. Die Hochzeit könnte dann gleich zu Paris im Hause Duplessis ausgerichtet werden. Arnold bot seinen Gastfreunden eine ziemlich barsche gute Nacht. Das wurde ihm hier doch zu bunt. Er nahm sich vor, morgen in aller Frühe mit dem ersten Zuge schon die Heimreise anzutreten. Was nur seine Frau zu dieser ganzen Historie sagen würde?

23. Kapitel.

Die Rätin war nicht wenig überrascht, als sie von ihrem Erker aus einen Mietswagen an dem Schönwalder Schloß vorfahren sah, in dessen Innern sie ihren Gatten erkannte. Sie hatte ihn erst später erwartet. Was mochte ihn so verfrüht haben? Sie war allein; denn Bruno war, wie jetzt alle Tage, fortgeritten, weit in Wald und Feld. Es schien, als habe er gar keine Ruhe mehr daheim. Im Studierzimmer hielt es ihn fast gar nicht mehr und wenn er dann zu den Mahlzeiten zurückkehrte, war er auffallend still, so daß die Rätin sich oft Mühe geben mußte, ein Gespräch aufrecht zu erhalten. Gertrud hatte Schönwalde bereits verlassen und war mit der Baronin fortgereist.

„Gut, daß ich Dich allein treffe,“ rief Arnold, als er zu seiner Frau hereintrat, nachdem er draußen Hut und Mantel abgelegt hatte. „Schöne Geschichten sind da in Baden-Baden passiert. Na, ich bitte Dich, packe gleich Deine Koffer und lehre mit mir eiligst nach Berlin zurück. Eigentlich haben wir gar kein Recht mehr, uns in diesen Räumen zu zeigen. Das sind Verwandte! Schämten müssen wir uns ihrer, wahrhaft schämen.“

„Um Gotteswillen,“ rief die Rätin, beruhigend ihm die Hand auf die Schulter legend. „Was hast Du? So jasse Dich doch nur und setze Dich. Seit wann bist Du wieder in Berlin?“

„Seit gestern abend. Aber ich beeilte mich gleich, den ersten Zug heute zu benutzen, um hier zu sein, bevor diese abscheuliche Sache von anderer Seite zu den Ohren des Barons gelangt.“

„Welche Sache?“

„Nun, die Nachricht von dem Betragen Deiner Verwandten, all dieser so gern vornehm sein wollenden Menschen, die sich doch so frivol und niedrig benommen haben!“

„Ich bitte Dich, erzähle! Es betrifft natürlich Ellen und den Grafen Holm, das kann ich mir schon denken.“

„Erraten!“ sagte Arnold und berichtete nun in sprudelnden Worten die Erlebnisse des letzten Abends in Baden-Baden.

„Unerbört!“ rief die Rätin einmal über das andere. „Und der Baron ist schon seit einiger Zeit in einer tief niedergedrückten Stimmung. Nun noch dieser Schlag; ich bin ganz außer mir.“

„Ich hoffe, es wird ihm nicht tief gehen,“ meinte Arnold, „für so ein leichtfertiges Ding, wie Ellen Miller, packte seine ernste Natur nun einmal nicht. Meines Erachtens wären die beiden niemals glücklich miteinander geworden. Aber freilich, für einen Mann, wie den Baron, ist es bitter, so von einem übermütigen Mädchen genasführt zu werden. Und dieser andere Nothensfeld! Nun der scheint sich ja auch auf einer netten, schiefen Ebene zu bewegen. Die arme Baronin ist zu bedauern.“

„Das ist sie. Ich habe sie zufällig einen Augenblick gesehen, gerade als sie vom Totenbett der alten Fürsterin kam, ein Bild tiefsten Seelenleidens. Nun ist sie fort von Frauenstein.“

Arnold nickte. „Eberhard hat mir davon geschrieben. Ihr, Du und der Baron, hättet allos dran setzen sollen, sie von dem Entschlusse abzubringen, ihr ganzes Leben zum besten eines solchen Mannes zu opfern. Er achtet dieses Opfer gewiß nicht, lebt herrlich und in Freuden, während sie ihre Jugend einsam vertrauert. Und warum soll sie nicht frei werden? Doch nur um ihres Vermögens willen. Den Sack schlägt man, den Sack meint man. Wäre sie arm, weber ihr Gemahl noch Graf Alten hätten sie zurückgehalten. So aber —“

„Um des Kindes willen bringt sie das Opfer,“ meinte die Rätin. „Ich verstehe das vollkommen. Und in der Sorge für ihren Sohn, denke ich, wird sie auch Trost und Befriedigung finden.“

„Nun ja, ja!“ stimmte Arnold zu. „Aber ein gebrochenes Leben bleibt es doch. Die Vergangenheit wird nie aufhören, ihren Schatten auf ihre Tage werfen.“

Die Rätin zuckte die Achseln. „Dabei ist nun nichts mehr zu tun. Und weber ich noch der Baron hatten die Macht, eine Einwirkung darauf üben zu können. Für den Baron besonders war das ausgeschlossen wegen seiner an und für sich schon so unerquicklichen Stellung seinem Bruder gegenüber. Doch da sehe ich ihn eben zurückkehren,“ fügte sie, ans Fenster tretend, hinzu. „Sieh, wie er da sitzt auf seinem Pferde, so schlaff, so gar nicht mehr er selbst, der in sich gefestigte Mann, der er früher war.“

„Wer weiß, wer weiß,“ bemerkte Arnold kopfschüttelnd. „Vielleicht kommt ihm der dumme Streich Deiner leichtsinnigen Cousine doch ganz gelegen, vielleicht leidet er schon unter der Erkenntnis, daß er mit seiner Wahl einen Fehlgriß tat, und hat in seinem Zartfönn sich nur vor dem Bruch des einmal gegebenen Wortes gehemmt. Wie ein glücklicher Bräutigam sieht er jedenfalls nicht aus.“

Arnold irrte sich indessen doch. Bruno traf die Mitteilung von dem Verhalten seiner Verlobten tiefer, als es selbst die Rätin geglaubt hätte. Sein Stolz litt schwer unter der Erkenntnis, ein Spielball in den Händen eines leichtfertigen Mädchens gewesen zu sein. Er war der Raub eitler Selbstenttäuschung geworden. Er, der Bielverlangende, der an das Weib die höchsten Forderungen stellte, mußte sich zugestehen, daß er sich von einem hübschen Gesicht, von den Allüren einer Weltadame, von schmeichlerischem Entgegenkommen hatte berauschen lassen, daß er jedes eigene Urtheil eingebüßt habe. Wie ein taumelnder Nachtfalter war er in das Licht geflogen, das ihn beinahe verzehrt hätte.

„Ein dunkler Nebel ist auf meiner Seele gefallen,“ bekannte er der Freundin, „und es wird mir schwerblütigem Menschen nicht leicht werden, mich wieder zum Licht emporzurängen.“

„Das aber müssen Sie!“ Das sind Sie sich, Ihren Freunden, Ihrem Genius schuldig.“

„Meinem Genius?“ wiederholte er schmerzlich. „Ach, auch er wendet sich von mir! Seit jenen letzten Seelenerschütterungen, deren Zeugin Sie, liebste Freundin, gewesen sind, habe ich keine Feder mehr anrühren können. Alles dichterische Vermögen ist in mir wie erlahmt. Ein Glück, daß mein Drama soweit vollendet ist, daß ich es habe dem Druck übergeben können. Ich darf jetzt, ohne mir Gewissensbisse zu machen, an irgend einem stillen Orte, wo mich nichts an das Vergangene erinnert, Erholung suchen von den Stürmen, die über meine Seele dahingegangen sind.“

„Ach,“ fügte Arnold hinzu, „manchen Beinlichen aus dem Wege gehen, das Ereignisse, wie die Auflösung einer Verlobung, immer mit sich bringen.“

„Auch das,“ sagte er. „Doch das sind Nadelstiche, über die ein Mann fortkommt, ohne sie besonders zu fühlen. Was aber im Innern an Hoffnung, an Vertrauen zerstört ist, daran krankt man vielleicht sein ganzes Leben hindurch.“

„Nicht ein Mann wie Sie, lieber Baron,“ tröstete die Rätin. „Sie werden für das Verlorene Ersatz finden, dessen bin ich sicher.“

In seinem Antlitz zuckte es schmerzlich. „Mein Lebenspfad steht fest gezeichnet vor mir. Einsam, wie ich nach dem Tode der

geliebten Mutter war, werde ich fortan bleiben, einsam im Herzen —“

„Nein, nein,“ rief die Rätin, „so dürfen Sie nicht sprechen! Sie haben sich Freunde gewonnen, treue Freunde. Und wenn wir Ihnen auch nicht Ersatz bieten können für die verlorene Liebe, Ihr Leid können wir Ihnen doch tragen helfen.“

Er drückte ihr dankend die Hand. „Sie haben recht, es ist undankbar, wenn ich an Ihrer Seite, liebe Freundin, von Einsamkeit spreche. Und doch, das Herz ist ein so einsam Ding, und noch hat es nicht aufgehört, verlangend in der Brust zu schlagen. Aber ich verspreche, es soll ruhig geworden sein, wenn ich zurückkomme.“

„Das hoffen wir bestimmt. Doch wann wollen Sie reisen, und wohin? Das sind viele Fragen, die ich gern von Ihnen beantwortet sehe, ehe ich Sie und Schönwalde verlasse.“

„Sie wollen sobald fort von hier?“ fragte er mit wenig verhehlter Ueberraschung.

„Sie sehen, mein lieber Baron, mein Haustyrann ist heimgekehrt und trägt Verlangen, mich wieder an seinem Herde als Hausfrau walten zu sehen.“

„Das begreife ich, und doch, gerade jetzt —. Aber ich darf nicht unbescheiden sein. Eins jedoch möchte ich Sie bitten: Nehmen Sie beide solange noch hier vorlieb, bis ich mit Ihnen gehen kann. Mir wäre es ohne Ihre beruhigende Gegenwart hier, als müßten die Mauern über mir zusammenstürzen.“

„Wie gern, wie gern,“ rief der Rat; „Aber die Geschäfte, ganze Stöße von Alten warten zu Hause auf mich.“

„Sie sollen nicht lange zu warten haben, lieber Rat. Mein Koffer ist bald gepackt. Bis morgen früh verspreche ich, fertig zu sein.“

Damit erklärte Arnold sich einverstanden. Ehe Bruno noch Schloß Schönwalde verließ, traf ein Brief von Ellens Vater ein, der ihm in geschraubt höflichen Worten mittheilte, seine Tochter Ellen habe nach reiflicher Ueberlegung gefunden, daß ihre Gefühle für ihn nicht derartige seien, die sie auf ein glückliches Leben an seiner Seite hoffen ließen. Sie gäbe ihm daher sein Wort zurück. Mit einem verächtlichen Bücken um die Mundwinkel übergab er das Schreiben der Rätin und ihrem Gatten. „Das ist das unrühmliche Ende eines unüberlegten „Beginnens“, sagte er aufseufzend. „Eine bittere Lehre, die mir nicht unverdient wird.“ Am Abend desselben Tages noch, nachdem Bruno seine Angelegenheiten in Berlin für längere Anwesenheit geordnet hatte, geleitete ihn das Arnoldsche Ehepaar zum Bahnhof. Brunos erstes Ziel war Wien, von wo er in die Berge wollte. „Sobald ich irgendwo festen Fuß gefaßt habe, hören Sie von mir,“ versprach er der Freundin. Die Auflösung seiner Verlobung war es nicht allein, was Brunos Seele bedrückte. In der Tiefe seines Innern behte noch ein anderes Leid, ein schmerzlicheres noch das er sich vielleicht selbst nicht gestand, nicht gestehen wollte. Dennoch stieg die stille Hoffnung in ihm auf, einer gesunden Natur werde es gelingen, die krankhafte Stimmung, von der er augenblicklich befallen war, endlich zu besiegen.

24. Kapitel.

Der Tag, an dem die Sphing rennen sollte, war herangekommen, Fritz striegelte sie am Renntage mit besonderer Sorgfalt. Er hatte seine Freude an dem schönen Tier. Und wie es nun so dastand mit hochgehobenem Kopf und geschwellten Rüsten, mit der seidenweichen, glattgelaumten Mahne, das Fell wie Atlas glänzend, nickte er befriedigt mit dem Kopf. Nun konnte der Herr Baron kommen und nachsehen, es war kein Fehl mehr daran. Der unnütze Burche, wie ihn die Wirtschafterin in Schönwalde wegen der auf dem Hofe ihres Herrn verübten Nachlässigkeiten gescholten hatte, strebte jetzt mit allem Eifer darnach, die Zufriedenheit seines neuen Gebieters zu erlangen. Denn er hatte das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, er war beim Rennstall Baron Dietrichs angestellt und konnte seiner leidenschaftlichen Neigung zum Wetten und zum Glücksspiel nachgehen. Aufstig kimperte er in der Tasche mit dem gestern auf dem „Phöbus“ gewonnenen Gelde. Heute mit der „Sphing“ würde er noch schärfer drangehen, da sollte noch mehr für ihn herauskommen. Hatte er sich doch Mühe genug gegeben mit dem Tier; denn die „Sphing“ hatte wirklich ihre Mucken, sie mußte richtig genommen werden. Jeder verstand das nicht, nur er und der Baron, und der war auch noch manchmal zu hitzig mit ihr. War die schöne, helläugige Stute doch auch Feuer und Flamme, und wenn man sie nicht sanft ansaßte, bäumte sie auf.

„Nun?“ fragte Dietrich, der eben mit dem Fürsten Loeven herantrat, das Pferd zu mustern. „Hat sie gut getroffen? Alles in Ordnung?“

„Zu Befehl, Herr Baron. Sie ist frisch und fröhlich, wie junges Füllen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Seeschlange.

Erzählung von Robert Kraft.

(Nachdruck verboten.)

Böse Tage waren es für die Passagiere des von Hamburg nach Newyork steuernden Schnelldampfers gewesen, welche die erste Meerfahrt machten, oder auf den früheren noch nicht recht seefest geworden waren. Ein Märzsturm hatte das Meer tagelang aufgewühlt und mit der Rutschschale von Dampfer Fangball gespielt, und selbst diejenigen, welche von der Seekrankheit verschont geblieben, waren so durcheinander gerüttelt worden, daß sie nicht mehr an Essen und Trinken gedacht hatten, noch viel weniger aber an ihr Aeußeres.

Nun aber war alles wieder gut. Ging die See auch noch sehr hoch, und stampfte und schlingerte das Schiff auch noch recht tüchtig, so war dies doch nichts im Vergleich mit dem vorhergehenden, und man konnte darauf wetten, daß sich heute alles an Deck einfinden würde, andere und sich selbst auslachend, und heute würde sicher niemand an der Frühstückstafel fehlen, um dem armen, geplagten Magen wieder einmal etwas zu gönnen.

Die Schiffsglocke gibt zwei Doppelschläge — zwei Glasen — sechs Uhr morgens. Es ist prächtiges Wetter heute am — welches Datum haben wir heute? Welchen Tag? Kein einziger Passagier hätte Antwort auf diese Frage geben können. Selbst der Kalender ist mit durcheinandergeschüttelt worden. Was kümmert man sich überhaupt an Bord um das Datum, wo selbst Tag und Nacht eins ist! Die Hauptsache ist, daß es bald zum Frühstück klingelt, vorher aber hat man sich noch zu waschen, was man seit vier Tagen nicht mehr getan, die Herren müssen sich rasieren, die Damen sich frisieren — ach, sie haben traurig ausgesehen — und wie in den Kajüten, so ungefähr geht es jetzt auch im Zwischendeck zu. Da läuft es in den Korridoren hin und her, ein allgemeines Geschrei erhebt sich. Töblicher Schrecken!

„Was ist los? Wir gehen doch nicht —“

Das „unter“ bleibt vor Entsetzen in der Kehle stecken.

„Kommen Sie an Deck, schnell, eine Seeschlange!“ schreit der Steward in die Kabine der Herren, die Stewardesse in die der Damen.

Ohne eigentlich daran zu denken, daß eine Seeschlange ein sagenhaftes Ungeheuer ist, stürzt alles an Deck. Alles rennt — also rennt man mit, wie man ist.

„Unsinn — Seeschlange — gibt's ja gar nicht,“ brummt höchstens ein Aufgeklärter, der nicht seine erste Fahrt macht. Aber schließlich eilt er doch mit hinauf, weil er sonst ganz allein unten geblieben wäre.

Plötzlich wimmelt das Deck von Menschen, alle Kajüten-Passagiere sind auf dem hohen Promenadengange auf der Back, und vor dem Fockmast drängen sich mehr als siebenhundert europamüde Zwischendecksreisende.

Eintönig rollen die Wogen mit weißen Kämmen; kein anderes Segel in Sicht, auf der Kommandobrücke stehen Kapitän und Offiziere und blicken durch Fernrohre, alles späht nach derselben Richtung.

„Ja, was gibt's denn eigentlich? Wo ist denn etwas?“

„Die Seeschlange!“ tönt irgendwo der Ruf.

„Seeschlange — Dummheit!“

Aber man blickt doch immer wieder dahin, wohin die anderen blicken.

Der dritte Offizier, ein noch junger Mann, geht über das Promenadendeck. Sein sonst so lustig blickendes Gesicht hat sich in ernste Falten gelegt, und der alte, riesige Geselle, der ihm folgt, der Bootsmann, macht eine wahre Leichenbittermiene.

„Was ist denn nur, Herr Steuermann?“

Der Angeredete bleibt stehen, im Nu ist er von einem sechsfachen Kreise umringt.

„Eine riesige Seeschlange, ein Meerungeheuer —“

„Machen Sie uns doch nichts weis!“

Der Steuermann zuckt die Schultern und deutet stumm auf den Bootsmann.

„Ich hätte sie sieh,“ sagt dieser in unheimlichem Grabeston.

„Was sagt er?“

„Er hat sie gesehen.“

„Un Hein ol, un Glas ol, und läßt Peter ol.“

„Und andere — auch gesehen,“ verbolmetstcht der Steuermann.

Man weiß nicht, ob man lachen oder sich fürchten soll. Es ist kalt in der Morgensonne, man harrt zusammen, aber keiner geht.

„Oder war es vielleicht der fliegende Holländer?“ spottet der Vielgereiste.

„Et war de Seeslang.“

Ganz dicht beim Schiff, erklärt er, vom Steuermann verbolmetstcht, sei vorhin, just als es zwei Glasen schlug, ein Etwas aufgetaucht, es kam ganz genau zum Vorschein, eine riesige Schlange, vielleicht meterdick, so lang wie dort der Mastbaum, in allen Farben schillernd, mit Augen, so groß wie Teller, mit roten Ringen umgeben, und um den entsetzlichen Kopf eine wallende Mähne von braunen Haaren. Das schreckliche Maul, starrend von ellenlangen Zähnen, hatte sie fortwährend auf- und zugeklappt. Schnell war das Ungeheuer wieder verschwunden, aber den Ruck mußten die meisten Passagiere doch verspürt haben, den das Schiff bekommen hätte.

„Unsinn! Ihr habt geträumt!“

„Ich habe ihn gespürt, es — war — entsetzlich!“ hauchte eine junge Dame, mit Papiertwideln in den Händen, und sah sich nach einem passenden Platz für einen Ohnmachtsanfall um.

„Et is dat tweede Mal, dat id enn Seeslang sehn häww,“ läßt sich des Bootsmanns Grabesstimme wieder vernehmen.

„Mensch, erzählen Sie uns doch keine Märchen!“

Jemand hat den Wunsch geäußert, ein Konversations-Lexikon zu holen; schnell hat ein Steward den S-Band geholt.

„Seeschlange, ein See-Ungeheuer,“ liest er laut vor, welches man von Zeit zu Zeit an den östlichen Küsten von Amerika —“

„Das könnte stimmen,“ wird geflüstert.

— sowie auch bei Norwegen gesehen haben will und welches vom Bischof von Pantoppidan und dann von Nikolaus Graminus zuerst erwähnt worden ist. Die wirkliche Existenz ist zwar noch nicht konstatiert —“

„Da haben wir's.“

— doch stimmen die Aussagen derer, welche es gesehen haben —“

„Das steht im Konversations-Lexikon! Das habe ich noch nicht gewußt!“

— wollen, darin überein, daß es schlangenförmig, bei verhältnismäßig nicht bedeutender Dicke 50 bis 100 Fuß lang und von brauner Färbung sei, und einen langen, schmalen, mit einer Mähne umgebenen Kopf mit roten Augen habe — alle Wetter,“ unterbricht sich der Vorleser, „Bootsmann, haben Sie das Konversations-Lexikon studiert?“

„Kon — kon — nee, wat is dat?“

„Et wird 'ne Zeitungssente jefewen sind, die er gesehen hat,“ muß sich ein Berliner bemerkbar machen.

Der Steuermann blickt sich mit so seltsamen Augen im Kreise um, daß alles wiederum ihn gespannt ansieht.

„Meine Herrschaften, wollen Sie daran zweifeln, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß auch ich schon einmal eine Seeschlange gesehen habe?“ — Diese Worte sind in einem Tone gesprochen, daß alle geradezu bestürzt werden.

„Wie? Was? Auf Ihr Ehrentwort?“

„Dort — da ist sie!“ schreit es auf der Back; Arme deuten in die Ferne; eine Bewegung entsteht.

„Wo? — Dort? — Ich sehe nichts! — Sehen Sie etwas? — Nein. Ich auch nichts. — Jawohl, dort, dort —“

Zulezt glaubt jeder, etwas zu sehen oder gesehen zu haben. Vielleicht ist dort wirklich einmal ein Delphin aufgetaucht. Die Blicke aller sind voraus gerichtet.

Plötzlich aber tritt etwas ein, das wirklichen Schrecken hervorruft, obgleich man zuerst gar nicht weiß, was es eigentlich ist. Es fehlt etwas, es ist etwas nicht in Ordnung — richtig, das Bittern der Schiffsplanken hat aufgehört, die Maschine steht.

Ein ganz unheimliches Gefühl, wenn man an das Kreuchen und Bittern gewöhnt ist, und plötzlich hört dieses auf. Es tritt eine Todesstille ein. Und umsonst bleibt die Maschine mitten auf offenem Meere hoch auch nicht stehen.

„Sie hat die Schraube abgewendet von Mund zu Mund, wenn man manchmal „soll“ und ein „nicht möglich“ hinzusetzt wird.“
„Aber doch eigentlich nicht erlaubt sein,“
„marke eine alte Dame energisch.“

Was macht nur der Kapitän? Der Kapitän hat auf Passagierschiffen gar nichts auf der Kommando-Brücke zu tun, — dazu hat er seine Offiziere — Ausnahmen gibt es natürlich immer — er soll nur den Passagieren die Honneurs machen, und heute wankt und weicht er nicht von dort oben. Da muß wirklich etwas los sein.

„Dort — dort — dort ist sie wieder!“

Die Zwischenbords-Passagiere rufen es diesmal, jetzt strecken sich hundert Arme nach vorn aus, die Aufregung ist aufs höchste gestiegen.

„Go out my way!“ (Geh' aus meinem Weg.)

Ein karierter Engländer drängt sich rücksichtslos durch, einen großen Photographen-Apparat unter dem Arm. Er rammt das spitze Stativ ins Deck und enthüllt den Kasten.

„So! Mister Governor, uer sein das Seeslanke. Ich werde nehmen auf das Seeslanke.“

Jetzt deutet auch der Kapitän voraus in die Ferne, der Mann am Ruder wirbelt das Rad herum. Aber auf offener See, ohne festen Punkt, merkt man nicht, wenn sich ein Schiff dreht. — Wonach deutet der Kapitän? Jeder glaubt, etwas zu sehen, doch sieht er nichts. Eine Person dreht sich zufällig um.

Da — heiliger Himmel! Ein gellender Schrei — man folgt den Blicken — alles wird von namenlosem Entsetzen befallen — dort schwimmt auf dem Wasser tatsächlich ein Ungeheuer, eine Seeschlange.

Der Anblick ist ein derartiger, daß auch ein Mann mit stärkeren Nerven in Ohnmacht fallen könnte. Aber es fällt niemand. Man ist zu starr dazu.

Zunächst ist der Kapitän schnell von der Kommando-Brücke unter die Passagiere gesprungen, ihm nach die Offiziere, Stewards, Matrosen, die ganze Mannschaft mischt sich unter sie.

„Ruhe, meine Herrschaften, nur Ruhe — keine Angst — das Tier ist ganz kraßlos — es liegt in den letzten Zügen.“

Es gelingt, jede Panik zu vermeiden; niemand flüchtet, niemand schreit mehr. Man erholt sich so weit, um sich sagen zu können, daß dies kein Traum ist, sondern daß man wirklich eine furchtbare Seeschlange sieht, aufgetaucht aus dem Grunde des Meeres. Sie ist also doch kein leerer Wahn.

Die Entfernung vom Schiffe kann man nicht schätzen, das ist auf dem Meere, wenigstens für einen Landmenschen, unmöglich — kurz, da schwimmt sie, deutlich der ganzen Länge nach zu sehen. Sie ist nicht hundert Fuß, sondern wohl zweihundert Meter lang, länger als das ganze Schiff, sie ist nicht verhältnismäßig dünn, sondern mindestens einen Meter dick, also ein ganz gewaltiges Ungeheuer, gegen das die riesigste Riesenschlange nur ein Regenwurm ist, und sie ist auch nicht braun, wie Pater Pantoppidan und Meyers Konversations-Lexikon behaupten, sondern der Leib schillert in allen Regenbogenfarben. Dagegen umwallt den mächtigen Schlangenkopf wirklich eine braune Mähne — das Haar steht also nicht an — daraus schauen glühendrote Augen hervor, nach einem schwarzen noch einmal mit einem roten Ringe umgeben. Und dieses Schesal lebt, es bewegt sich nicht nur in schlangenartigen Windungen auf dem Wasser, sondern es klappt auch in regelmäßigen Zwischenpausen den fürchterlichen Rachen auf und zu, den man von spitzen Zähnen starren sieht.

Es ist ein Anblick, der auch den Mutigsten oder Leichtsinnigsten erstarren macht. Sie liegt parallel mit dem Schiff, entfernt sich nicht und kommt nicht näher, doch mehr als diese Erkenntnis weiß der Kapitän zu beruhigen; er hat Matrosen beordert, sie müssen sich mit der Dampfprille bereit stellen. So, nun soll sie nur kommen! Und wenn sie gegen eine Granate gesetzt gewesen wäre, einen lodenden Wasserstrahl wird sie wohl nicht extragen.

Das wirkt, die Erstarrung löst sich. Man reißt die Augen und überzeugt sich, daß man nicht nur einen schrecklichen Traum hat. Nein, das Wunder weicht nicht, das ist die Seeschlange wirklich.

Dann bringt die Erscheinung auf die Menschen eine solche Wirkung hervor, wie eben jedes Wunder. Das muß sich der Leser bei jedem einzelnen selbst ausmalen, und es sind gegen tausend Passagiere, und keiner gleicht dem andern. Der eine schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, der andere brennt sich instinktiv eine Zigarre an, der dritte begnügt sich, den Mund aufzusperren.

„Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde,“ bellamiert ein Schauspieler mit Pathos.

„Aber, so wat lebt nich und wadest doch mit dem Schwanz,“ wackert der Berliner sein in Staunen Luft.

„Go out the way, ich werde nehmen auf das Seeslanke!“ schreit der Engländer.

Das bringt noch mehr Leben hervor; alles eilt in die Kajüte und kommt mit Photographen-Apparaten oder Operngläsern zurück. Einige haben in der Verwirrung jedoch, von einem ganz richtigen Gefühl getrieben, das Ansichtsarten-Album und ähnliches hervorgeholt. Auch in den Ferngläsern verschwindet das Ungeheuer nicht, es zeigt sich nur in noch größerer Furchterlichkeit; es wird fünfzigmal photographiert, ein Passagier besitzt einen Schnellentwicker, in fünf Minuten hat man die Seeschlange auf dem Bilde. Von einer Massen-Hypnose also ist keine Rede.

„Es hält die Mitte zwischen dem Hydrachus und dem tertiären Zeuglodon,“ erklärt der Professor seinem Assistenten, einem jungen Doktor; beide reisen nach Amerika, um Aztekengräber zu studieren.

„Yes, id werde kaufen dieses Seeslanke,“ läßt sich der Engländer vernehmen.

Eine neue Bewegung entsteht. Außer sich stürzt der Professor auf den Kapitän los.

„Kapitän, das dürfen Sie nicht zugeben; ein deutsches Schiff hat die Seeschlange gefangen, Balg und Gerippe kommen nach Berlin!“

Der Engländer dagegen spricht davon, daß überhaupt das ganze Meer Großbritannien gehöre. Vorläufig aber schwimmt die Seeschlange dort noch und steht gar nicht danach aus, als wenn sie sich so leicht fangen lassen würde. Doch wurde jetzt allgemein besprochen, was denn nun geschehen solle. Es muß doch etwas gemacht werden!

„Kapitän, fahren Sie vorsichtig hin. Haben Sie Kanonen bei sich?“

„Kanonen trage ich nicht bei mir, außerdem ist etwas an der Maschine gebrochen, es dauert eine Stunde.“

„Und einstweilen schwimmt sie fort oder taucht unter,“ jammert der Professor.

„Untertauchen kann sie nicht wieder,“ befehlt ihn der Assistent, und es mußte ein sehr triftiger Grund dabei sein, den der Professor übersehen hatte, vielleicht eine überspannte Schwimmblase oder dergleichen, denn er schweigt beschämt.

Der junge Doktor hat wirklich Mut, er will ins Boot, will hin, entweder das Tier am Angelhaken haben oder ein Opfer der Wissenschaft werden. Derselben Ansicht werden nach und nach andere Männer. Hier muß unbedingt etwas geschehen! Hinrubern können sie natürlich nicht auf der noch tüchtig rollenden See, das verstehen sie nicht, sie können nicht einmal ein Boot aussetzen, aber Matrosen sollen es tun, und wenn es sein muß, wollen sie auch mitkommen.

Freiwillige vor! Die Matrosen lehnen an der Bordwand, rücken die Mützen, drehen den Tabak im Munde herum und blicken bedenklich nach dem Schesal mit dem auf- und zuklappenden Rachen, in dem ein Mensch bequem verschwinden kann.

„Ich kenne meine Matrosen,“ meint der Kapitän kopfschüttelnd; „wäre ein Walfisch zu harpunieren, ja — oder wäre die Mannschaft auf einem Schiffe in Gefahr — hundertmal würden sie ihr Leben daran setzen — aber das hier — ich möchte es nicht tun, und wenn mein Name unsterblich würde.“

(Schluß folgt.)